

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Kussmaul, in welchem Umfeld sind Sie aufgewachsen?

Ich wurde 1920 in Bondorf bei Herrenberg geboren. Meine Eltern waren Bauern. Das Abitur machte ich 1939, dann brach der Krieg aus. Mein Vater meinte, ich solle etwas Bodenständiges studieren und Lehrer werden.

Tübingen war während des Krieges eine Lazarettstadt und nicht frei zugänglich. Ich las in der Zeitung, dass man in Marburg studieren könne und so fuhr ich dorthin, um mich zu bewerben. Ich wurde aber nicht genommen, dort wurden nur Medizinstudenten zugelassen. Man verwies mich nach Göttingen und so fuhr ich wieder los. Ich wollte Mathematik oder Theologie studieren – irgendwas, was meinem Vater entgegen kam.

In Göttingen landete ich beim Pedell. Er meinte, dass es kaum Studienplätze gäbe, obwohl ein Mangel an Lehrkräften herrschte, etwa bei der Mathematik. Es gab in Göttingen auch zwei Assistenten von den Geographen und ich habe daher alles Mögliche studiert, was mit Geographie zusammenhängt. Damals wusste ich nicht, dass es ein Fach namens Völkerkunde gab. Später bin ich bei Herrn Plischke untergeschlupft, habe drei Semester bei ihm studiert. Er hat alles Mögliche unterrichtet, nur nicht das, was man heute unter Völkerkunde versteht. Mein Geld verdiente ich damit, dass ich nachts in der Sammlung Wache hielt; dort las ich auch viel.



Wieviele Studenten gab es damals bei Herrn Plischke?

Es gab nur zwei Studenten, Günter Konrad und mich. Zudem gab es einen Sekretär, Herrn Nippold. Alle anderen waren bereits bei Militär. Außerdem hatte ich einen Lehrer, der aus Wien nach Göttingen kam; sein Name war Othenio Abel. Er hatte zwar nicht Völkerkunde studiert, war aber ein genialer Lehrer und hat viel an uns herangetragen. Auch Herr Plischke war großartig als Lehrer – wie er als Mensch war, das lassen wir mal auf der Seite.

1941 wurde ich eingezogen. Ich war Landeschütze, also nicht an der Front stationiert, sondern in einer Garnison im Inland. Ich geriet noch in Kriegsgefangenschaft, doch sechs Wochen nach Kriegsende war ich wieder daheim, im Winter 1945. Um weiterhin studieren zu können, benötigte man ein Entlassungszeugnis von den Amerikanern. Gegen ein Stück Fleisch und etwas Milch und Käse bekam ich unter der Hand ein solches Dokument und konnte wieder an eine Universität zurückkehren.

1946 ging ich nach Tübingen und traf dort auf Herrn Wissmann, der hatte bereits im Sommersemester 1945 »Länder- und Völkerkunde« unterrichtet. Er war die dritte wichtige Person, die mich prägte. Ich war bei Herrn Plischke ausgerückt, weil er meinte, dass es jetzt Zeit sei, sich ein Examensthema zu suchen. Vor meiner Einberufung hatte ich die Idee, etwas über das Pferd bei den Mongolen zu schreiben. Mein Vater war Bauer und beschäftigte sich eh mit Rössern. Anfangs war mir das Thema zu deskriptiv, aber laut Herrn Plischke sollte bei der Arbeit rauskommen, wo das Pferd als Haustier herkommt. Das fand ich dann auch interessant.

In Tübingen lehrte neben Herrn Wissmann auch Frau Gerdts-Rupp. Sie bot ein paar Kurse zu Lateinamerika an, aber für mich war das nichts. Um es mir leicht zu machen, wählte ich Herrn Wissmann als Doktorvater. 1953 promovierte ich, insgesamt in vier Fächern: Neben Herrn Wissmann gab es Herrn Kimmig und den Geologen Herrn Bittel, der

Interview vom 03.04.2009, durchgeführt in der Privatwohnung vom Friedrich Kussmaul (Freigabe durch Dietlinde Quati)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

später nach Berlin ging. Außerdem war da ein Religionshistoriker und Indologe, Helmuth von Glasenapp. Meine Doktorarbeit trug dann den Titel: »Die Stellung des Pferdes in der Kultur der Mongolen«.

Wie war die Bibliothek in Tübingen damals ausgestattet?

In Tübingen gab es die Zentralbibliothek für Ost- und Südasiens. Sie war relativ gut ausgestattet. Es gab viele Titel auf Deutsch und Englisch, auch russische Bücher waren vorhanden. Ich habe damals Russisch gelernt.

Nach meiner Promotion ging dann alles recht schell. Ich kam nach Stuttgart, ans Linden-Museum. Es war damals noch ein privates Museum. Ich habe übrigens erst an meinem achtzigsten Geburtstag erfahren, dass Herr Wissmann mich dort empfohlen hatte. Neben ihm und Herrn Glück gab es dort Herrn Jäger; er hatte die Sammlung durch den Krieg gebracht. Ich war der erste Völkerkundler am Museum und etwas später kam Hans Rhotert aus Frankfurt, als neuer Chef. Er war ein echter Glücksfall, denn er hat es vorzüglich verstanden, die Mannschaft zusammenzuhalten. Gleichzeitig hat er uns viele Freiräume gegeben, man konnte einfach machen. Er war der geborene Chef – ein guter Chef.

Was war Ihr anfängliches Aufgabengebiet am Museum in Stuttgart?

Anfangs lag mein Schwerpunkt bei der Völkerkunde und der Geschichte. Asien war mein Steckenpferd und so arbeitete ich mich in das Feld ein und begann, die Asiensammlung aufzubauen. In den Jahren, in denen ich dann das Haus geführt habe, baute ich folgende drei Abteilungen auf: Südsee, Asien und Ozeanien. Zuvor arbeitete ich in allen Bereichen des Museums.

Neben ihrer Tätigkeit am Museum gingen Sie ja auch auf Feldforschungsreisen. Wie wurde das damals finanziert?

Einerseits erhielt ich Gelder durch Herrn Treue, den Fachbetreuer bei der DFG, andererseits gab es auch inoffizielle Gelder vom Museum.

Wie kam es, dass Sie 1962 zur Forschung nach Afghanistan gingen?

Ich hatte ein französisches Buch gefunden, das sich mit der Geschichte Afghanistans beschäftigte – wissen Sie, das klingt alles so furchtbar abstrus, aber es war damals so. Es gab darin eine Beschreibung von einer Insel in einem Meer oder einem See – das kam mir bekannt vor, aus einer Geschichte über Rösser, die aus dem Meer springen. So habe ich diese Insel gesucht und gefunden, bei Chiwa. Sie liegt im nördlichen Afghanistan. Während der Forschung wurde ich jedoch krank und musste eher zurückkehren. Viele meiner Unterlagen gingen damals verloren. Bei einer späteren Expedition war ich dann erneut dort.

1971 übernahmen Sie die Leitung des Linden-Museums?

Ja, das Museum habe ich gern übernommen. Herr Rhotert hatte mich als Nachfolger vorgeschlagen und hat sich auch nach seiner Pensionierung für das Geschehen im Museum interessiert. Später, bei meiner Verabschiedung, hielt er sogar eine wunderbare Rede. Das ist ja eine Ausnahme, denn die meisten Vorgänger und Nachfolger scheiden im Krach miteinander.

Seitdem ich in Ruhestand gegangen bin, war ich kaum noch im Museum. Es gab zwei Nachfolger, Herrn Thiele und Herrn Michel.

Können Sie mir nähere Informationen zur DGV-Tagung geben, die 1959 im Linden-Museum stattfand?

Ich war sehr stark in die Organisation der Tagung eingebunden, habe fast alles selbst gemacht. Herr Rhotert war ein sehr bequemer Chef und ich war ein sehr zuverlässiger Mitarbeiter. Wissen sie, es gibt Dinge, die man selber machen muss, sonst läuft's nicht. Die Tagung gelang sehr gut, es gab einige Vorträge und es waren auch schon Studenten anwesend. Ich erinnere mich auch noch an die schwungvolle Rede von Herrn Trimborn, der damals der Vorsitzende war.

War es für Sie üblich, an Tagungen teilzunehmen?

Nein, dafür hatte man keine Zeit. *Mir hen g'schaffi!*

Das Linden-Museum ist eine Ausnahme, da es nicht so eng mit der Hochschule verknüpft ist. In Hamburg etwa war das Universitätsinstitut ja lange an das Museum gekoppelt. Wie stehen Sie zu einer Verbindung von Museum und Universität?

Für mich ist es eine Sauerei, dass diese Institutionen so nah beieinander sind. Das Resultat daraus ist, dass beide eigentlich nichts taugen: Entweder ich bin Museumsmann oder ich bin Völkerkundler. Aber beides zusammen, das geht nicht.

Aber Sie selbst haben doch auch sowohl das Museum geleitet als auch Forschung betrieben.

Sicher, ich habe auch eine Weile geforscht, aber eigentlich verbietet sich die Zusammenarbeit von zwei solchen Institutionen. Wenn ich mir überlege, was da passiert ist im Verlauf der Zeit: Berlin, Hamburg, Köln, München – da ist fast nix rausgekommen.

Eine Trennung halte ich für sinnvoller, weil es eigentlich nichts gibt, was beide Bereiche verbindet. Die Tatsache, dass das Linden-Museum heute eines der ganz großen Institute ist, verdankt es meiner Arbeit – nicht irgendwem. Hätte ich gleichzeitig an der Uni gearbeitet, hätte ich das in dieser Weise nicht durchziehen können. Um eine Institution zu führen, muss man Impetus haben.

Wer waren Ihre Mitarbeiter im Linden-Museum?

Herr Zwernemann war einer meiner Mitarbeiter, wir hatten eine gute Zusammenarbeit. Nach meinem Ausscheiden meinte er zu mir, dass ich ihm als ältere Person eine guter Wegweiser gewesen sei. Außerdem gab es Johannes Kalter, ein Afrikanist aus Heidelberg, der lange am Linden-Museum arbeitete. Später ging er nach Tübingen.

Auch Herr Koloss war am Lindenmuseum, über viele Jahre hinweg. Er wollte eigentlich über Ostafrika arbeiten, doch ich zeigte ihm unsere fabelhafte Kamerun-Sammlung. Daraufhin war er sechs Jahre Forscher in Kamerun. Schließlich gab es noch Herrn Thiele, er ist Sinologe.

Sie waren außerdem der Hauptverantwortliche für die Herausgabe des »Tribus«, eine der führenden deutschen Museumszeitschriften?

Ja, das habe ich auch für ungefähr fünf oder sechs Jahre gemacht, sozusagen nebenher.

Mit welchen Museen oder Instituten arbeitete das Linden-Museum eng zusammen?

Ich habe Herrn Barthel aus Tübingen sehr geschätzt, das war einer der wenigen, die wirklich was geleistet haben. Wir haben aber eigentlich mit keinen anderen Museen zusammengearbeitet. Ich habe meinen eigenen Weg gesucht und gefunden. Doch natürlich tauschten wir Ausstellungen, ganz klar.

Die Ausstellung, die mir in meiner Zeit in Stuttgart am meisten am Herzen lag, beschäftigte sich thematisch mit Südasien, vor allem mit indischer Kunst. Frau Thomsen war meine Mitarbeiterin und die Ausstellung wurde wirklich erstklassig. Der Katalog von 1982 trug den Titel: »Ferne Völker - frühe Zeiten – Kunstwerke aus dem Lindenmuseum«.

Herr Kussmaul, woran hängt ihr Herz heute? Nehmen Sie auch nach der Pensionierung am ethnologischen Leben teil?

Ich kann mich noch immer für schöne Objekte begeistern. Sehen Sie hier im Katalog den Kopf eines Buddhas? Der stand bei mir im Eingang zum Büro. Wunderschön. Den habe ich damals für 8.000 Mark gekauft. Später hat mir ein amerikanischer Kollege gesagt, der Wert liege bei ungefähr 20.000 Mark. Bronze, Rest Vergoldung, Thailand, 14. Jahrhundert. Wissen Sie, ich sehe zwar schlecht, aber ich sehe gut genug, um die Qualität zu sehen.

Und ich sammle Ikonen, schauen Sie sich ruhig um. Man darf zuhause nicht das sammeln, was man beruflich sammeln muss. Und deshalb hab ich Ikonen gesammelt.

Ich arbeite nicht mehr wissenschaftlich und lese auch nicht mehr viele der aktuellen Publikationen. Um ehrlich zu sein: *I han des Gewäsch satt*. Ich glaube, 1982 verfasste ich noch einen Vortrag über die Seidenstrasse und über transkulturelle Beziehungen, danach nichts mehr. Es hat mir jedoch immer viel Freude bereitet, in der Völkerkunde zu arbeiten.